

SWR2 Essay

## **Vom Zuhören und Aufhören**

Was uns unsere Ohren bedeuten

Von Raoul Mörchen

Sendung: Sonntag, 02.04.23

Redaktion: Leonie Reineke

Produktion: SWR 2023

SWR2 Essay können Sie auch im **SWR2 Webradio** unter [www.SWR2.de](http://www.SWR2.de) und auf Mobilgeräten in der **SWR2 App** hören – oder als **Podcast** nachhören:  
<https://www.swr.de/~podcast/swr2/programm/swr2-essay-podcast-104.xml>

---

Bitte beachten Sie:

Das Manuskript ist ausschließlich zum persönlichen, privaten Gebrauch bestimmt. Jede weitere Vervielfältigung und Verbreitung bedarf der ausdrücklichen Genehmigung des Urhebers bzw. des SWR.

---

### **Kennen Sie schon das Serviceangebot des Kulturradios SWR2?**

Mit der kostenlosen SWR2 Kulturkarte können Sie zu ermäßigten Eintrittspreisen Veranstaltungen des SWR2 und seiner vielen Kulturpartner im Sendegebiet besuchen.

Mit dem Infoheft SWR2 Kulturservice sind Sie stets über SWR2 und die zahlreichen Veranstaltungen im SWR2-Kulturpartner-Netz informiert.

Jetzt anmelden unter 07221/300 200 oder [swr2.de](http://swr2.de)

### **Die SWR2 App für Android und iOS**

Hören Sie das SWR2 Programm, wann und wo Sie wollen. Jederzeit live oder zeitversetzt, online oder offline. Alle Sendung stehen mindestens sieben Tage lang zum Nachhören bereit. Nutzen Sie die neuen Funktionen der SWR2 App: abonnieren, offline hören, stöbern, meistgehört, Themenbereiche, Empfehlungen, Entdeckungen ...

Kostenlos herunterladen: [www.swr2.de/app](http://www.swr2.de/app)

Sprecherin:

Vom Zuhören und Aufhören. Was uns unsere Ohren bedeuten.

Sie hören eine Sendung von Raoul Mörchen

Der zweite ist der erste Verlierer. Nach der Logik des Sports scheint der Hörsinn unser Mitleid zu verdienen. Ganz egal, dass er drei andere Sinne hinter sich gelassen hat und seine Überlegenheit bewiesen gegenüber dem Riechen, Schmecken und Fühlen – wenn es um die Frage geht, wem die größte Bedeutung in unserem Leben zukommt, welcher Sinn uns und unsere Welt am stärksten prägt, werden wir uns vermutlich alle für das Sehen entscheiden.

Sogar die, die ihre ganze Arbeit dem Hören widmen, spezialisierte Ärzte, Neurologen, Hirnforscher und Ingenieure, Akustiker, Klangdesigner, Komponisten, Musiker und Klangkünstler, selbst sie machen dem Sehen seinen Vorrang selten streitig. Unser Dasein in dieser Welt, unsere Orientierung und Einrichtung darin, die Art, wie wir uns als Gesellschaft und Individuen organisieren, positionieren und präsentieren, ist zuallererst visuell geprägt. Die Mehrheit der medizinischen und physiologischen Wissenschaft spricht dem Visuellen sogar einen biologische Vorrang zu und verweist auf die Anatomie unseres Gehirns: ein erheblicher Teil darin ist der Verarbeitung optischer Eindrücke vorbehalten.

Soundelement (Quelle aller Soundelemente: Privataarchiv)

Nun spricht die Größe eines Prozessors nicht für dessen Leistungsfähigkeit, und das Volumen der einzelnen Hirnareale ist kein verlässlicher Indikator für die Komplexität und Dringlichkeit der darin verarbeiteten Informationen. Einseitige Parteinahme für einen spezifischen Sinn ist denn oft genug vor allem eines: parteiisch.

Wen wundert es, im Internet über einen wissenschaftlich daherkommenden Artikel zu stolpern mit der plakativen Überschrift „Wieso Sehen wichtiger ist als Hören“, einen Artikel, der diese größere Wichtigkeit alsbald begründet mit der historischen Bedeutung, Beutetiere zu erspähen und zu erlegen, also das Argument der Nahrungssuche ins Spiel bringt, wen wundert es, dass diese Botschaft auf einer Webseite des Schweizer Konzerns MIGROS verbreitet wird – einer Supermarktkette. Lebensmittel lassen sich mit den Augen tatsächlich besser beurteilen und zweifellos auch besser verkaufen als mit den Ohren. Wer achtet schon auf den Klang von Gemüse?

Musik      The Beach Boys: *Vegetables*  
 Capitol Records 40443225

1'19

Das Sehen ist dem Hören überlegen? Ganz so einfach, wie die Werbung es uns weismachen will, ist es nicht. Wir haben guten Grund, der Botschaft zu misstrauen und schauen lieber auf das, was Neurowissenschaft und Wahrnehmungspsychologie zum Thema sagen. Einige Resultate ihrer Forschung kann man sogar ganz leicht selbst überprüfen. Zum Beispiel den sogenannten Ventriloquismus- oder Bauchrednereffekt: Obwohl wir hören, dass der Schall aus dem Mund eines Menschen kommt, überschreibt das Gehirn diese Information, bloß weil die Augen sehen, wie eine Puppe synchron zur Sprache den Mund auf und zu macht, während der andere Mund geschlossen bleibt. Es nützt auch nichts, dass wir wissen, dass dies ein Trick ist und wie er funktioniert. Das Gehirn bleibt bei seiner Behauptung: da spricht jetzt gerade der kleine Bär. Oder der McGurk-Effekt. Wir sehen die Bewegung eines Mundes und hören, wie jemand „ga“ sagt. Schließen wir die Augen, wundern wir uns: die Sprecherin hat eigentlich „ba“ gesagt. Bloß die Bewegung des Mundes hat nicht dazu gepasst, der hat eben den Laut „ga“ geformt.

Wir haben uns also zurechtgehört, was wir gesehen haben.

Unser Gehirn hasst kognitive Dissonanzen und löst sie auf, so gut es geht. Nicht selten auf Kosten der Wahrheit und auch auf Kosten der Optik: Sobald im

McGurk-Experiment Klang und Lippenbewegung zu stark voneinander abweichen, erfindet unser Gehirn einfach einen neuen, dritten Klang.

Selbst wenn das Sehen in diesem speziellen Setting hier einmal nicht als Sieger aus dem Ring steigt und sich einer höheren Instanz fügen muss, dem Harmonieverlangen unseres Bewusstseins: gegenüber dem Hören liegt das Sehen doch fast immer vorn. Das meinen nicht nur der Mann vom Migros, die Neurologie und Psychologie, davon ist auch der Philosoph Gernot Böhme überzeugt:

Sprecherin:

Die Dominanz des Sehens gegenüber dem Hören wird in unserer gegenwärtigen Zivilisation [...] durch die Notwendigkeit von Objektivität verstärkt. Im Sehen, noch viel mehr als im Hören, nimmt man nicht Sinnesqualitäten, sondern Objekte oder Signale wahr. Wenn man ein Beispiel für Sehen geben sollte, so wäre das Nächstliegende „Ich sehe ein Haus“, nicht aber „Ich sehe rot“ und schon gar nicht „Ich nehme wahr, dass es hell ist“.

[GB: *Hören*. In: *Hearing/Listening*, 2021]

Bemerkenswerterweise schreibt Gernot Böhme das allerdings in einem Aufsatz, der nicht „Sehen“, sondern „Hören“ überschrieben ist. Und er räumt die Dominanz des Sehens auch nur deshalb ein, um gleich danach umso vehementer zu fordern, das Hören gegen eben diese Dominanz zu erobern.

Sprecherin:

Doch nicht nur gegen das Sehen muss das Hören erobert werden, sondern vor allem gegen das Weghören. Wir als Teilnehmer der technischen Zivilisation und in der Regel Städtebewohner überhören [...] das meiste von dem, was im Prinzip hörbar wäre. Unsere Höreinstellung ist ein habituelles Weghören. Das hat einerseits mit dem zu tun, was man akustische Umweltverschmutzung nennen könnte: Unser Hörraum ist vor allem durch Verkehrsgeräusche und Musik überlastet. Hören verlangt im Alltag eine hohe Filterleistung, durch die vom Hörbaren primär nur Sprachgeräusche und Orientierungssignale zum Bewusstsein gelangen. Darüber hinaus wird aber der akustische Charakter einer Lokalität abgedrängt. Das Hören hat nämlich, gerade weil es eine Weise der leiblichen Anwesenheit sein kann, eine Tendenz, das Bewusstsein im Raum verfließen zu lassen – also eine Tendenz, die der notwendigen Konzentration auf Gegenstände, Symbole und Personen im Alltagsleben entgegensteht.

[ebd.]

Als Phänomenologe denkt Böhme den Menschen von dem her, was er erlebt und wie er das tut. Der alten Philosophie der reinen Vernunft und des reinen Verstandes, die sich den Menschen als Denkmaschine vorstellt, setzt Böhme den sinnlichen Menschen entgegen und den Begriff der Atmosphäre.

Wahrnehmung, so Böhme, ist kein analytischer Akt, in dem wir in einer Art luftleerem Umfeld einem Objekt gegenüberstehen und es mit dem Verstand begreifen: Wahrnehmung erfolgt in komplexen Räumen voller sich überlagernder Sinnesreize. Wir spüren die Stimmung dieser Räume, ihre Atmosphäre, bevor wir sie analytisch durchdringen.

Sprecherin:

Wenn ich in einen Raum trete, dann werde ich in irgendeiner Weise durch diesen Raum gestimmt. Seine Atmosphäre ist für mein Befinden entscheidend. Erst wenn ich sozusagen in der Atmosphäre bin, werde ich auch diesen oder jenen Gegenstand identifizieren und wahrnehmen.

[GB: *Ökologische Naturästhetik und die Ästhetisierung des Realen*, 1991]

Böhme fand nun, dass es an der Zeit sei, als Philosoph diese Räume und ihre besondere Stimmung zu ergründen. Und er entdeckte dafür einen wertvollen Schlüssel im Hören, in dieser besonderen Weise der „leiblichen Anwesenheit“.

Soundelement

Als Gernot Böhme seine Theorie der „Atmosphären“ und „gestimmten Räume“ entwirft und sich verstärkt fürs Hören zu interessieren beginnt, Mitte der 1980er Jahre, zeichnet sich langsam eine Entwicklung ab, die heute einen einstweiligen Höhepunkt erreicht zu haben scheint. Und die manchen schon sprechen lässt von einem Audio-Age, und einem Acoustic Turn - einem neuen Zeitalter des Hörens. Indizien dafür gibt es viele. Nicht nur ist unsere Sensibilität gestiegen für die gesundheitliche Relevanz von Klang, Geräusch und Lärm und unser Bedürfnis nach Stille, was sich niederschlägt in immer strikteren Schallschutzverordnungen oder im Erfolg sogenannter Noisecancelling-Technologien. Auch dort, wo lange

nur mit den Augen gedacht wurde, bei Architekten, Designern und Stadtplanern, steht das Thema „Klang“ heute ganz selbstverständlich auf der Agenda. Kaum eine Autofirma bringt heute noch ein Modell auf den Markt, ohne dass ihm zuvor ganze Teams von Akustikern und Ingenieuren ein charakteristisches Sounddesign verpasst hätten. Sogar Chipstüten werden so entwickelt, dass ihr Knistern zum genusssteigernden Vorerlebnis des knusprigen Inhalts wird.

Das Hören hat auch die Universitäten erobert. Eine Vielzahl neuer Studienfächer und Forschungsfelder ist entstanden: Psychoakustik, Medizinische Akustik, Akustische Ökologie, Soundscape-Ökologie, Umweltakustik, Akustische Ozeanographie, Bioakustik, Bauakustik, Thermoakustik, Hydroakustik und die Sound Studies als Erweiterung der alten Musikwissenschaft hin zur Klangwissenschaft. Und es gibt sogar eine neue, international rezipierte Kunstform: die Klangkunst. Ihre praxisorientierten Ableger, Field Recordings und Sound Walks, sensibilisieren immer mehr Menschen für ihre akustische Umwelt.

### Soundelement

Das gewachsene und oft überhaupt erst geweckte Bewusstsein für das Hören als einen empfindlichen und schützenswerten Sinn und den öffentlichen Raum als einen Klangraum, dessen akustische Topografie unser aller Leben ganz entscheidend mitprägt, hat zu einer Vielzahl neuer Verordnungen geführt. Die betreffen längst nicht nur die Obergrenzen für Schallemissionen zum Beispiel von Autos und Gaststätten. Sie betreffen die Planung und Umgestaltung ganzer urbaner Räume. Eine „Umgebungslärmrichtlinie“ der EU verpflichtet Städte in Europa seit 2002 zur großflächigen Erfassung akustischer Durchschnitts- und Spitzenpegel in Ballungsgebieten und entlang hochfrequentierter Verkehrswege. Auf der Basis der gesammelten Daten werden sogenannte Lärmkarten erstellt und Lärmaktionspläne. Und schließlich scheint Hören und gut Hören auch im privaten Alltag einen Boom zu erleben. Während der Absatz gedruckter Bücher sinkt, geht der von Hörbüchern seit Jahren steil nach oben. Zum längst totgesagten aber immer noch lebendigen Radio sind Podcasts gekommen, als Radio auf Abruf, das man immer

dann hören kann, wenn man es will. In einer aktuellen Studie unter Jugendlichen, die erfahrungsgemäß nicht zu den typischen Radionutzern zählen, gaben 40% der Befragten an, mindestens einmal pro Woche einen Podcast zu hören; die jährlichen Wachstumsraten des Marktes lagen in Deutschland in den letzten Jahren zwischen 35 und 45 Prozent.

Und wer hätte gedacht, dass ein nerdiges Audio-Gerät wie der Kopfhörer plötzlich zum modischen Kultobjekt wird? Und dem Trend technologischer Miniaturisierung zum Trotz statt kleiner immer größer wird und damit allen signalisiert: Seht her, ich höre! Dass Computer, die lange nur aus Tastatur und Bildschirm bestanden, plötzlich Ohren haben – Mikrophone – und zu uns reden über winzige Lautsprecher? Dass kaum ein junger Mensch noch mit dem Laptop im Café sitzt - ohne Headset?

Und – wir machen hier mal Halt – dass Telefone unseren Alltag beherrschen wie keine andere Technologie. Sicher, man kann vieles mit dem Smartphone machen: fotografieren, navigieren, surfen – aber die meiste Zeit sprechen doch die Leute hinein und hören, was andere ihnen sagen – oder gesagt haben, als Sprachnachricht. Sie tun das öffentlich und lassen sich nur allzu gerne dabei beobachten.

Hören ist in – und Hören ist cool.

Sound, kurz

Ist das so?

Wenn es so ist: Wie kommt das? Und was bedeutet es?

Und wenn es doch nicht so ist: Warum scheint es uns dann so? Und was tun all die Leute, die angeblich so viel mehr hören als früher, wenn sie nur scheinbar hören?

Sound

Was auffällt, beim Hype ums Hören: Zum großen Teil basiert er offenbar auf neuen Technologien und neuen Medien. Ohne portable Endgeräte wie Kopfhörer, Smartphone oder Laptop, ohne die Miniaturisierung von Mikrofonen und

Lautsprechern, ohne Internet, Podcasts und Streamingdienste, ohne Digitaltechnik und Speicherchips wäre vielleicht alles beim Alten geblieben.

Man muss kein Marxist sein, um das für plausibel zu halten: das Bewusstsein folgt dem Sein, die Mediennutzung setzt das Medium voraus.

Andererseits: Warum sollte man ein Radio erfinden, ohne den Glauben, das Menschen so ein Radio auch haben und nutzen möchten? Oder einen mp3-Player, eine Soundbar?

### Soundelement

Diesen Fragen ist der kanadische Medienwissenschaftler Jonathan Sterne nachgegangen. In seinem Buch „The Audible Past“ erzählt Sterne eine erstaunliche Geschichte. Es ist die Vorgeschichte eines anderen Hörbooms. Vielleicht ist er ja mit unserem heute vergleichbar. Wir werden sehen. Jedenfalls mündet er im späten 19. Jahrhundert in der Erfindung erster Schallaufzeichnungs- und Wiedergabetechnologien wie dem Grammophon und erreicht einige Jahrzehnte später seinen Zenit mit der Verbreitung von Telefon und Rundfunk.

Die Vorgeschichte des Booms allerdings beginnt schon viel früher, und sie beginnt auch nicht mit einer Erfindung, sondern mit einer einfachen Frage: Was ist Klang überhaupt?

Klang, so könnte man meinen, ist die akustische Eigenschaft von Dingen, die klingen. Und tatsächlich: so hat man es seit der Frühzeit auch verstanden, in wohl allen Kulturen – und tut es oft noch heute: Wir sprechen vom Klang einer Geige, vom Klang des Windes, vom Klang eines Motors. Wenn wir aber jetzt daraus schließen, dass wir eine Geige reproduzieren müssen, um den Klang einer Geige zu reproduzieren, oder Wind, um Wind zu hören, einen Motor bauen, damit wir einen Motor hören können, ahnen wir, dass da etwas nicht ganz stimmen kann mit dieser Annahme. Es fällt umso leichter, daran zu zweifeln, weil wir heute alltäglich erleben, dass es auch anders geht: Die Bachsuite, die ich mir gestern Abend auf dem Sofa angehört habe, hat keine Cembalistin auf einem Cembalo gespielt, sondern ein Lautsprecher: eine dünne Membran, die von einem dahinter liegenden



Magneten über elektrische Impulse in Schwingungen versetzt worden ist. So, dass es eben wie ein Cembalo klingt.

Eine Spitzfindigkeit? Weil die Membran ja doch bloß reproduziert, was vorher von einem echten Cembalo aufgenommen worden ist? Die Digitaltechnik ist längst zu weit, als dass wir dieses Argument noch plausibel finden könnten: Man kann den Klang von Instrumenten auch ohne Instrumente erzeugen, synthetisch, und was jetzt vielleicht noch nicht hundertprozentig machbar ist, ist es halt morgen.

Die Vorstellung vom Klang als der Eigenschaft klingender Dinge ist tief in uns verwurzelt. So tief, dass man noch bis ins frühe 20. Jahrhundert tatsächlich die Dinge selbst reproduziert hat, wenn man ihren Klang hören wollte.

Reproduzieren wollte man den eigentlich schon immer, das ist ein alter Traum. Die spektakulärste Realisierung findet er vermutlich im Orchestrion: In einem Glaskasten trompeten und streichen und pauken Holzpuppen auf Miniaturinstrumenten, angetrieben von einem komplexen Räderwerk. Der als Urheber des Metronoms berühmt gewordene Feinmechaniker Johann Nepomuk Mälzel konstruierte 1807 sogar einen automatisierten Trompeter. Hundert Jahre später werden allein im Deutschen Reich zehntausende sogenannte Selbstspielklaviere hergestellt: echte Klaviere, deren Hämmer von Lochstreifen gesteuert werden. Das System ist am Ende derart ausgefeilt, dass Lochstreifen nicht nur nach Vorlagen gestanzt werden – individuelle Interpretationen berühmter Pianisten werden mit speziellen Apparaturen sogar live auf Papier gezeichnet. Die Aufzeichnungen können dann in jedem beliebigen Wohnzimmer von einem automatischen Klavier naturgetreu reproduziert werden – im Kreise seiner Liebsten hört man dann Chopin und Beethoven gespielt von Emil Sauer und Ignacy Paderewski, von Anton Rubinstein und Ferruccio Busoni.

Sound: Klangkaskade Player Piano

Doch Klang wohnt nicht in den Dingen, er wohnt in uns. Johannes Müller hat das als erster begriffen. Johannes Müller war kein Akustiker, kein Physiker, kein Feinmechaniker, schon gar kein Musiker. Johannes Müller war Mediziner. 1801 in

Koblenz geboren, 1858 in Berlin verstorben, gilt Müller als Begründer der modernen Physiologie. Müller erkannte: Sinne sind Medien – sie vermitteln zwischen einem Reiz und dem Gehirn, das den Reiz dann verarbeitet. Die Vermittlung übernehmen Nerven. Die einzelnen Sinnesnerven können – egal, wie sie gereizt werden – dabei nur auf den entsprechenden Sinn einwirken. Selbst auf Druck von außen, so stellte Müller fest, reagiert das Auge mit einem optischen Eindruck. Das gleiche gilt für die Hörnerven: wenn sie stimuliert werden, liefern sie uns immer Klangeindrücke. Um stimuliert zu werden, braucht es dabei nicht notwendigerweise eine externe Quelle, also Luftschall. Hörnerven reagieren auch auf Elektrizität, auf chemische Stoffe und sogar auf unseren eigenen Blutkreislauf. Und obwohl diese Reizquellen alle stumm sind und die Luft nicht zum Vibrieren bringen, hören wir doch etwas. Klang und Töne, so schlussfolgerte Müller, entstehen also erst in uns. In seinem „Handbuch der Physiologie des Menschen“ schreibt er 1838:

„Ohne das lebendige Ohr gibt es in der Welt keinen Thon, sondern nur Schwingungen.“

Müllers Kollege, der zwanzig Jahre jüngere Mediziner und Physiker Hermann von Helmholtz, zählt später eins und eins zusammen. Nachdem er entdeckt hatte, dass der Charakter eines Klangs durch die Struktur von Teiltönen bestimmt wird, ein Klang ein komplexes Geflecht sich überlagernder Einzelwellen ist, schlussfolgerte Helmholtz: dann könnte man den Klang etwa einer Geige auch künstlich aus den entsprechenden Teiltönen zusammenbauen. Oder aus der Sicht der Physiologen: man könnte den Reiz, den Stimulus, künstlich konstruieren. Fürs Ohr käme das aufs Gleiche raus.

### Soundelement

Nicht nur Klänge kann man nachbauen. Sondern auch das Gehör. Auf die Idee ist in Kanada der Lehrer Alexander Graham Bell gekommen. Die Schülerinnen und Schüler, die Bell damals unterrichtete, zu Beginn der 1870er Jahre, waren taub.

Auch wenn Bell wusste, dass er daran nichts würde ändern können, wollte er den Kindern doch zumindest eine Vorstellung davon vermitteln, was das ist, was die andere Menschen „hören“ nennen. Mit Luftballons am Ohr hat er sie Klänge spüren lassen, die feinen Schwingungen der Luft übertragen auf die Rezeptoren ihrer Haut. Aber er wollte den Kindern das Hören auch zeigen – und entwickelte dafür gemeinsam mit dem Ohrenarzt Clarence Blake einen eigentümlichen Apparat:

Sprecherin:

Als direkter Vorläufer des Telefons und Phonographen, bestand er aus einem abgetrennten menschlichen Ohr, das mittels Schrauben an einem hölzernen Gestell befestigt war. Wenn jemand in einen Schalltrichter sprach, schrieb der Ohr-Phonoautograph eine Klangspur auf eine mit Rauch beschichtete Glasplatte. Der Schalltrichter führte die Schwingungen der Stimmen zum Ohr, und das Ohr brachte einen kleinen Stift zum vibrieren. Gleich nachdem man etwas in den Trichter hineingesprochen hatte, konnte man die Schwingungen als Spur auf der Glasplatte sehen. Dieser Apparat, der auf dem von Leon Scott 1857 konstruierten Phonoautographen basierte, nutze das menschliche Ohr als mechanischen Klangwandler: Er verwandelte hörbare Schwingungen in etwas anderes. In diesem Fall die menschliche Stimme in sichtbare Wellen.

[JS, *The Audible Past*, 31]

Phonograph heißt Klang-Schreiber. Schall-Aufzeichner. Wenn wir heute an Schallaufzeichnung denken, ist für uns selbstverständlich, dass Schall aufgezeichnet wird, um ihn wieder abzuspielen, also zu reproduzieren. Für den Gehörlosen-Lehrer Bell aber stand zunächst ein anderer Gedanke im Vordergrund: er wollte Schall erst einmal begreifen und sich und anderen zeigen, was das überhaupt ist, was wir Klang nennen. Und wie es funktioniert, das Hören.

Das kommerzielle Potential seiner Forschung ist ihm dabei nicht verborgen geblieben. Kurze Zeit nach den Experimenten mit dem Ohr-Phonoautographen gelingt Alexander Graham Bell die Entwicklung eines vermarktbareren Telefons. Die Bell Telephone Company, die er gründet, spannt ein gigantisches Kabelnetzwerk über ganz Nordamerika und beherrscht über Generationen beinahe lückenlos den

Markt, den Bell selbst erst geschaffen hat: den der akustischen Telekommunikation. Bells alte Firma gibt es noch immer, sie heißt heute AT&T.

#### Klangelement: Herzschlag

Klang ist eine Informationsquelle. Technische Medien können uns dabei helfen, an diese Informationen zu gelangen. Alexander Graham Bell war im neunzehnten Jahrhundert nicht der erste, dem dieser Gedanke in den Sinn gekommen ist. Bloß ist er einer der bekanntesten. Wenn wir die Linie zurückverfolgen, die zum Ohr-Phonoautographen und dem Telefon und dann noch so viel weiter führt, stoßen wir auf einen anderen Namen: René Laënnec.

Laënnec stammte aus der Bretagne und war Arzt. Bis Laënnec das Konzept entwickelte, das in der Medizin heute „mittelbare Auskultation“ heißt, hatten Ärzte die Leiden ihrer Patienten vor allem nach Augenschein diagnostiziert und sie im besten Fall noch um Selbstauskunft gebeten. Nur selten hat der ein oder andere das Ohr auf die Brust des Kranken gelegt. Das war schon mal ein erster Schritt in die richtige Richtung, aber gewissermaßen mit dem falschen Schuhwerk. Das Abhorchen im direkten Kontakt zwischen Arzt und Patient liefert nur wenige brauchbaren Daten – der Arzt hört gleichzeitig zu wenig und zu viel. Die Stärke der akustischen Signale ist zu gering und die Signale verschwimmen in der akustischen Fülle ihrer Umgebung.

René Laënnec vergrößerte den Abstand zwischen Patient und Arzt und verband dann beide durch ein Medium. 1816 erfand er das Stethoskop.

#### Soundelement: Herzschlag

Der Clou des Hörrohrs namens Stethoskop ist nicht die Verstärkung des Signals. Der Clou ist die Trennung des relevanten Signals von allen anderen. Das gezielte Abhören von Vorgängen im Innern des Körpers ermöglicht präzise Diagnosen, ohne den Körper zu öffnen.

Das Potential der medizinischen Diagnostik wuchs mit einem Schlag exponentiell. Für den Erfinder der mittelbaren Auskultation schienen die Möglichkeiten schier

unbegrenzt. René Laënnec träumte von einem umfassenden Lexikon der Klänge und ihrer medizinischen Bedeutung. Man hörte, schlug nach und identifizierte das Problem. Dieser Traum sollte sich nicht erfüllen. Klänge stecken voller Informationen. Aber nur selten, so wissen wir heute, ist ein Klang ein direkter und zuverlässiger Indikator eines konkreten Leidens.

Dennoch steht für den Medienwissenschaftler Jonathan Sterne außer Frage: Mit Laënnecs Stethoskop wird das Hören für fast ein ganzes Jahrhundert zum dominierenden Sinn der Medizin.

Man könnte lange weiter stöbern durch die Hörgeschichte der frühen Moderne, von der Telegrafie erzählen und wie sich schon bald nach Einführung des Morsecodes herausstellt, dass man die damit chiffrierten Nachrichten schneller und zuverlässiger hören als lesen kann. Und der geradezu hysterischen Verbreitung von Klangwiedergabemedien wie dem Grammophon und dem Siegeszug des Rundfunks. Oder wie lange es manchmal gebraucht hat, bis eine neue Hörtechnik, ein neues Hörmedium seine finale Bestimmung fand. So sind die frühen Phonographen vor allem wohl als Diktiergeräte benutzt worden, noch kaum für die Aufnahme von Musik, während über die ersten Telefonleitungen häufig Konzerte verbreitet wurden statt Gespräche.

Die Nutzung von Medien will gelernt sein, aber Medien brauchen ihrerseits auch die Hilfe des Menschen, damit sie richtig funktionieren. So zeigt Jonathan Sterne, wie die Nutzer des Grammophons und später auch des Radios immer besser darin wurden, deren laute Nebengeräusche zu ignorieren und innere Filter zu entwickeln, um das Rauschen und Knacken auszublenden als Information ohne Wert. Nicht nur Mediziner und Mitarbeiter von Telegraphenstationen, große Teile der Bevölkerung wurden in dieser Epoche zu Profis des Hörens. Sternes Fazit:

Sprecherin:

In bestimmten Bereichen hatte das Hören das Sehen für eine Weile als wichtigstes Analyse-, Vorstellungs- und Verständnismittel verdrängt.

[JS, AP, 24]

Musik      Franz Schubert – *An die Musik*

Dietrich Frischer-Dieskau, Gesang  
 Gerald Moore  
 Quelle: Reportagemitschnitt

1'05

[„Du holde Kunst ... hast mich in eine bessere Welt entrückt.“ – erste Strophe, dann darüber ]

Sprecherin:

Oft hat ein Seufzer, deiner Harf' entflossen,  
 Ein süßer, heiliger Akkord von dir  
 Den Himmel beßrer Zeiten mir erschlossen,  
 Du holde Kunst, ich danke dir dafür!

So geht sie weiter, Franz Schuberts Ode „An die Musik“. Schuberts Freund, der österreichische Dichter Franz von Schober, hat die Worte dafür gefunden.

Vor den Medien kommt das Interesse, vor der Technologie das Bedürfnis danach. Und vor dem Wunsch zu hören, *besser* zu hören, muss doch die Hoffnung stehen, dass es da tatsächlich etwas Besseres zu hören gibt.

Woher aber kommt diese Hoffnung? Sie kann nicht in den Ideen eines französischen Arztes ihren Ursprung haben oder in der Pädagogik eines aus Schottland ausgewanderten Lehrers für Taubstumme. Nicht in der Forschung eines Bonner Physiologen oder eines Physikers aus Potsdam. Denn wir wissen ja: eine ganze Epoche hat diese Hoffnung geteilt.

Die Geisteswissenschaft nennt diese Epoche die Zeit der Romantik. Sie bricht Ende des 18. Jahrhunderts heran, formuliert ihre Ideen und Sehnsüchte zunächst in den Schriften einer Handvoll deutscher Poeten, kommt also aus der Literatur, vom Wort. Doch schon gleich in den Kindertagen der neuen Zeit erkennen die Führer dieser Worte: ihre eigentliche Bestimmung findet die Romantik an einem anderen Ort – in der Musik. Die Musik wird zur Zuflucht einer Zeit, der die Unbeschwertheit der vorangegangenen Klassik und der Optimismus der Aufklärung verloren gegangen ist. Vor allem in den deutschsprachigen Ländern gärt der Frust darüber, dass die Französische Revolution und die Napoleonischen Kriege nichts verändert haben. Ganz im Gegenteil: Der Wiener Kongress stabilisiert 1815 die

alte Ordnung und schränkt die Rechte der Bürger weiter ein. Von Freiheit, die eben noch so nah schien, keine Spur mehr, weit und breit.

In Franz Schubert findet die Niedergeschlagenheit einen absoluten Tiefpunkt.

Gefragt nach den Gründen, warum er komponiert, gesteht er seinem Bruder Ferdinand in einem Brief:

Sprecherin:

„Es ist jenes fatale Erkennen einer miserablen Wirklichkeit, die ich mir durch meine Fantasie (Gott sei's gedankt) so viel als möglich zu verschönern suche.“

Die schlechte Welt vor Augen, wird die Kunst zur besseren erklärt. Man kann sie nicht auf Dauer bewohnen, doch für eine Weile zumindest in Gedanken. Je weiter der Abstand dieser anderen, bessere Welt zur schlechten Wirklichkeit, je weiter einen die Kunst wegbringen kann aus dem Hier und Jetzt, desto mehr Trost und Erlösung verspricht sie.

Damit schlägt die Stunde der Musik. Denn so gerne Schriftsteller und Maler auch mitgehen wollen auf diesem Weg weg von allem: die Worte fesseln die Poesie und die Objekte die Gemälde an die diskreditierte Gegenwart. Die Musik dagegen, diese geheimnisvolle, flüchtige Kunst ohne Begriffe und Gegenstände, bindet nichts am Boden. An der Schwelle zum achtzehnten Jahrhundert schreibt der Dichter Wilhelm Wackenroder:

Sprecherin:

Die Musik aber halte ich für die wunderbarste dieser Erfindungen, weil sie menschliche Gefühle auf eine übermenschliche Art schildert, weil sie uns alle Bewegungen unsers Gemüts unkörperlich, in goldne Wolken luftiger Harmonien eingekleidet, über unserm Haupte zeigt, – weil sie eine Sprache redet, die wir im ordentlichen Leben nicht kennen, die wir gelernt haben, wir wissen nicht wo? und wie? und die man allein für die Sprache der Engel halten möchte.

Sie ist die einzige Kunst, welche die mannigfaltigsten und widersprechendsten Bewegungen unsers Gemüts auf dieselben schönen Harmonien zurückführt, die mit Freud und Leid, mit Verzweiflung und Verehrung in gleichen harmonischen Tönen spielt. Daher ist sie es auch, die uns die echte Heiterkeit der Seele einflößt, welche das schönste Kleinod ist, das der Mensch erlangen kann; – jene Heiterkeit mein' ich, da alles in der

Welt uns natürlich, wahr und gut erscheint, da wir im wildesten Gewühle der Menschen einen schönen Zusammenhang finden, da wir mit reinem Herzen alle Wesen uns verwandt und nahe fühlen, und, gleich den Kindern, die Welt wie durch die Dämmerung eines lieblichen Traumes erblicken.

Musik Franz Schubert – *An die Musik* (zweite Strophe)  
 Dietrich Frischer-Dieskau, Gesang  
 Gerald Moore, Klavier  
 Quelle: Reportagemitschnitt

1'12

Die Flucht vor der Welt in die Musik ist eine Flucht ins Hören.

Es ist ein ganz anderes Hören als das von René Laënnec und Alexander Graham Bell, von Hermann von Helmholtz und Johannes Müller. Die Pioniere der medizinischen und medialen Akustik haben gehört, um zu verstehen. Für sie war Klang ein Träger von Informationen. Sie entdeckten das Hören als Mittel, um die Wirklichkeit und uns in dieser Wirklichkeit besser zu verstehen. Die Romantik will das gerade nicht: Sie pfeift auf die Wirklichkeit und will hörend weg von ihr. Sie will nicht mit dem Verstand analysieren, sondern den Verstand und seine Werkzeuge aushebeln. Sie will den Menschen als fühlendes Wesen fassen und überwältigen, ihn romantisieren.

Das ist eine wichtige Differenz. Und doch überwiegt unterm Strich die Gemeinsamkeit, überwiegt bei beiden, den Wissenschaftlern und Romantikern dieser Zeit, der Glaube an das Hören als einen Sinn, den besser zu nutzen dem Menschen ein besseres Leben bescheren könnte. Bezeichnenderweise legt die Romantik dann ein ganz ähnliches Programm auf wie die Wissenschaft: Sie fordert und fördert eine neue Kultur des genauen Hörens und Zuhörens. Und erzieht ihr Publikum zu Profis der akustischen Wahrnehmung.

Komponisten sind die ersten, die das tun. Allen voran Ludwig van Beethoven. Beethoven begreift das Hören von Musik als eine absolute Erfahrung und koppelt Musik ab von überkommenen funktionellen Aufgaben wie Unterhaltung und Gotteslob. Nicht nur von seinen Interpreten, auch von seinen Hörern erwartet Beethoven mehr: mehr Erfahrung, mehr Expertise, mehr Aufmerksamkeit, mehr Konzentration. Wer es noch wagen sollte, während des Vortrags einer seiner



Sonaten oder Streichquartette zu plaudern, wird von ihrer Komplexität gleich bestraft und findet sich im musikalischen Geschehen nicht mehr zurecht.

Überhaupt das Plaudern... Es war damals üblich. Man ist gekommen und gegangen, wann man wollte, hat Gebäck geknabbert und sich zwischendurch auch noch mal ein Glas Wein besorgt, seine Sitznachbarn begrüßt und sich ausgetauscht über den neusten Klatsch und Tratsch. Selbst einem gefeierten Virtuosen wie Carl Maria von Weber konnte es passieren, während des Konzerts vom adligen Gastgeber gebeten zu werden, doch etwas leiser zu spielen, um das Publikum nicht zu stören.

Das alles wird sich nun ändern. Ein beispielloser Prozess der sozialen Selbstmaßreglung beginnt. An seinem Ende hat das Publikum etwas ganz neues entdeckt: die Stille und das schweigende Zuhören. Der Soziologe Norbert Elias hat solche Prozesse „Prozess der Zivilisation“ genannt, und der Historiker Sven Oliver Müller ergänzt Elias mit dem Verweis auf einen in dieser Zeit neu entstehenden Bautyp: den Konzertsaal. Der Konzertsaal wird zu einem der wenigen öffentlichen Plätze, an dem sich unterschiedliche gesellschaftliche Schichten – Bildungsbürger und Kleinbürger, hoher Adel und niederer Adel – begegnen können. Und sie begegnen sich als Hörerinnen und Hörer.

Sprecherin:

Die Konzerthäuser des 19. Jahrhunderts sind Orte, in denen Musikhörer zunehmend vom Urteil der anderen abhängig und so für das eigene Verhalten sensibilisiert wurden. Die relative Autonomie einzelner Konzertbesucher sank durch die regelmäßige Ausrichtung an und die gegenseitige Abhängigkeit von anderen Zuhörern. Die gegenseitige Wahrnehmung im Auditorium verstärkte Gefühle von Scham und beförderte ein neues diszipliniertes Hören von Musik.

[SOM: H/L, 75]

Die Musik stellt die neue Disziplin des Publikums zunehmend auf die Probe. Sie wird fordernder und anspruchsvoller. Bis hin zu Wagner, der aus der alten Nummernoper, dem Musiktheater mit unterschiedlichen, kurzen und kurzweiligen Einzelstücken, ein durchkomponiertes, stundenlanges Ganzes macht. Wagners Festspielhaus in Bayreuth ist eine architektonische Maschine des musikalischen Erlebens. Wagner nimmt seinem Publikum alle Möglichkeiten, sich zu zerstreuen

und etwas anderes zu feiern als die Kunst. Er schafft die Logen ab, sorgt für eine feste, einheitliche – und bis heute ziemlich unbequeme – Bestuhlung, zwingt das Auditorium zur Andacht und taucht es ins Dunkel. Schon Zeitgenossen ist aufgefallen, wie wenig sich der Besuch eines Konzerts oder einer Oper jetzt noch unterscheidet von dem eines Gottesdienstes.

Musik: Richard Wagner, Tannhäuser-Ouvertüre  
 Wiener Philharmoniker  
 Wilhelm Furtwängler, Dirigent  
 Quelle: Reportagemitschnitt 0'48

Wann diese Hoch-Zeit des Hörens endet und warum, das müssen andere sagen. Hier nur ein paar Gedanken: Vermutlich überkreuzt sich das Abflauen des historischen Hörbooms mit dem Aufstieg der visuellen Medien seit den 1920er Jahren, dem Kino, dann vor allem massiv mit der Verbreitung des Fernsehens nach dem Zweiten Weltkrieg. Vermutlich ging auch dieser technologischen Wende eine kulturelle voraus. Und vermutlich war diese kulturelle Wende bedingt durch den die westliche Welt erfassenden Siegeszug des Kapitalismus.

Da die Verbreitung der neuen visuellen Medien – Kino und TV – in den USA beginnt, lohnt ein Blick dorthin: auf eine Gesellschaft, die sich eine neue Freiheit auch verspricht vom freien Fluss der Waren. Die wurden – so zeigt der Medienwissenschaftler Neil Postman – bis etwa 1890 fast ausschließlich über Worte, Texte und Sprache beworben. Während immer mehr Einwanderer die Vereinigten Staaten erreichen aus unterschiedlichsten Ländern mit unterschiedlichsten Sprachen, wendet sich das Blatt: Jetzt wird das Bild, werden Illustrationen und Photographien zum wichtigsten Medium der Werbebranche. Dieser „Visual Turn“ greift bald über auf die Kultur und die Politik. Wer etwas verkaufen will, ein Produkt oder eine Idee, braucht dafür Bilder, verbreitet am besten im dem Massenmedium schlechthin, dem Fernsehen.

Sprecherin:  
 Man denke an Richard Nixon oder Jimmy Carter oder Billy Graham oder auch an Albert Einstein – was einem einfällt, ist ein Bild, ein Bild von einem

Gesicht, und sehr wahrscheinlich auf einem Bildschirm. Worte kommen uns dabei kaum in den Sinn.

[NP, Wir amüsieren uns zu Tode, 80]

Und etwas weiter geblättert, in Postmans Pamphlet: „Wir amüsieren uns zu Tode“ von 1985...

Sprecherin:

Insgesamt brachte dieser Komplex elektronischer Medien eine neue Welt hervor – eine Guckguck-Welt, in der mal dies, mal das in den Blick gerät und sogleich wieder verschwindet.

Postman geht am Ende so weit, zu behaupten, dass die Bombardierung unserer visuellen Wahrnehmung durch das visuelle Medium Fernsehen unsere Urteilsfähigkeit untergräbt und auch untergraben soll. Das erleichtert den Umgang mit uns als Konsumenten und auch mit uns als Wählern. Wahr und gut ist dann nur noch das, was wahr und gut aussieht. So habe, sagt Postman, die Öffentlichkeit Richard Nixon nach dem Watergate-Skandal nicht deswegen verachtet, weil er gelogen, sondern weil er im Fernsehen wie ein Lügner ausgesehen habe.

Neil Postmans düsteres Resümee:

Sprecherin:

Das Problem besteht nicht darin, *was* wir sehen. Es besteht darin, *dass* wir sehen.

Musik            TV Personalities : *I Know where Syd Barrett lives*  
                          Rough Trade 24

0'41

Wenn ein Sinn in einer Gesellschaft in den Vordergrund rückt, heißt das nicht zwangsläufig, dass andere Sinne verkümmern. Das Verhältnis von Auge und Ohr ist kein Nullsummenspiel, wo einer verlieren muss, damit der andere gewinnen kann, auch nicht das Verhältnis der Medien: So beginnt parallel zum weltweiten Siegeszuges des Fernsehens der weltweite Siegeszug der Pop-Musik. Musikhören, die *richtige* Musik hören, wird zum zentralen Agenten einer neuen Jugendkultur; Musikgeschmack zum Distinktionsmerkmal nicht zwischen den Klassen, sondern zwischen den Generationen.

Doch vom Revival einer Hörkultur kann da noch nicht die Rede sein. Denn die Entwicklung greift – als Musik-hören – nur etwas Altes auf und verändert seine soziale Bedeutung. Aber es wird nichts wirklich Neues gehört und auch nicht *neu* gehört, noch nicht.

Die Kultur des Hörens, die wir momentan erleben, die zumindest am Anfang dieses Essays behauptet wurde, beginnt wohl auch nicht mit etwas, das gehört wird. Vermutlich beginnt sie mit etwas, das *nicht* gehört wird.

Musik            TV Personalities : *I Know where Syd Barrett lives*  
                       Rough Trade 24

0'37

1962 erscheint in den USA „The Silent Spring“ von Rachel Carson. Carson ist Meeresbiologin. Seit dem Erfolg von „The Sea Around Us“ und „Under the Sea“ ist sie einer der bekanntesten Wissenschaftsautorinnen des Landes. Ihr neues Buch übertrifft alle Erwartungen: „The Silent Spring“ wird eines der meist verkauften Sachbücher aller Zeiten. Unter dem Titel „Der stumme Frühling“ erlebt es auch in Deutschland bis heute neue Auflagen.

In „The Silent Spring“ untersucht Carson die Folgen des damals exponentiell gestiegenen Einsatzes synthetischer Mittel zur Schädlingsbekämpfung. Insektizide wie DDT werden flächendeckend versprüht. Am Beispiel des Ulmensplinkkäfers zeigt Carson, wie sich DDT über den vermeintlichen Schädling im Ökosystem ausbreitet: Das Gift bleibt auf den Blättern haften, die fallen zu Boden und werden von Regenwürmern gefressen. Die im Frühling zurückkehrende Wanderdrossel frisst dann die Würmer, wird durch die Rückstände des Insektizids unfruchtbar oder stirbt gleich daran. Bereits der Verzehr von elf Regenwürmern, so weist Carson nach, ist für diesen Singvogel tödlich.

Der „Stumme Frühling“ wird für Carson zum Bild einer vom Menschen zerstörten Natur. Carson hätte viele Bilder wählen können – sie wählt das Bild der Stille. Sie ist sich sicher, ihrer Leser werden es verstehen. Die Wanderdrossel zählt zu den am weitesten verbreiteten Singvogelarten Nordamerikas: ihr dominanter Reviergesang, dem einer europäischen Amsel ähnlich, trägt über große Entfernungen. Man kann

den Vogel auch dort hören, wo man ihn nicht sieht. Wenn man die Wanderdrossel nicht sieht, versteckt sie sich vielleicht in einem Baum oder sitzt auf einem Dach. Wenn man sie aber nicht hört, ist sie nicht da.

Auch der kanadische Komponist Murray Schafer beginnt sich in dieser Zeit für den Klang der Umwelt zu interessieren – für die Klänge der Natur, die der Städte und Maschinen, für alles, was die Umwelt für uns zur Klangumwelt macht. Schafer prägt dafür den Begriff der „Soundscape“. 1971 gründet er das World Soundscape Project, um Klanglandschaften rund um den Globus mit Aufnahmegegeräten zu dokumentieren, kompositorisch zu verdichten und mit der Wiedergabe in Konzerten oder im Rundfunk dafür zu werben, die Vielfalt unsere Welt auch mit den Ohren wahrzunehmen. Und ein Gespür dafür zu entwickeln, was uns an Vielfalt bereits verlorenen gegangen ist.

Murray Schafer teilt die akustische Geschichte unserer Zivilisation ein in eine Zeit vor und nach der Industriellen Revolution. Die Industrielle Revolution führt zu einem radikalen Wandel der Lautsphären. Sie verwandelt den vorindustriellen Hifi-Sound der ländlichen Natur in den Lowfi-Sound unserer Städte. Hifi, also High-Fidelity, bedeutet: größtmöglicher Abstand von Laut und Leise, von Vordergrund und Hintergrund, von Signal und Stille. In einer Hifi-Welt kann man das, was man hört, deutlich hören, man kann es identifizieren und lokalisieren: Hier bellt ein Hund, dort kräht ein Hahn, in der Ferne läuten die Glocken. In der Lowfi-Klangsphäre der Gegenwart gibt es statt der Stille ein Kontinuum von Geräusch und Lärm. Das Rauschen der Städte schluckt fast alles, was nicht in unmittelbarer Nähe erklingt oder mit massiver Lautstärke auftrumpft wie die Alarmsignale der Sirenen von Polizei und Feuerwehr.

Die Lautsphären unsere Städte halten für uns kaum noch nützliche Informationen bereit. Da sie uns nichts mehr zu sagen haben und ihr Geräuschpegel uns belastet, unsere Nerven, unsere Gesundheit, wundert es nicht, dass eine besondere Form des Hörens immer beliebter wird: Das Weg-Hören.

Soundelement

Weghören müssen, aber Zuhören wollen; wachsende Umweltzerstörung und wachsendes Umweltbewusstsein; Lärm haben, aber Ruhe suchen – aus dieser Spannung entsteht in jener Zeit, in den 1960er und frühen 70er Jahren, eine neue Hör-Kultur. Wir beginnen zu begreifen: Der Raum, den unsere Zivilisation zerstört, ist unser Lebensraum, wir sind ein Teil davon. Das Auge bringt die Dinge auf Distanz, tut so, als gäbe es hier uns und dort die Welt. Als Hörende aber begreifen wir: Wir sind in Wahrheit mitten drin. Der Philosoph Gernot Böhme schreibt:

Sprecherin:

Das Hören als solches hat sich zu einer Dimension des Lebens und zu einem Bereich der Befriedigung entwickelt – weg von einem instrumentellen Sinn – ich höre etwas – hin zu einer Weise, in der man am Leben der Welt teilnimmt.

[GB, *Das Konzert der Welt*, 270]

Der ästhetisch ehrgeizigster Ableger dieser neuen Hörkultur ist die Klangkunst: 1966 lädt der US-amerikanische Schlagzeuger Max Neuhaus Freunde ein zu einem Spaziergang durch Manhattan: Er stempelt ihnen das Wort „Listen“, „Zuhören“, auf die Hand und führt sie an Stellen, die er akustisch besonders prägnant und aufschlussreich findet: zu einer Straße entlang eines Kraftwerks, auf eine Fußgängerbrücke über die Stadtautobahn, durch das Viertel der Puerto-Ricaner. Die Idee verbreitet sich wie ein Lauffeuer. Angeboten werden „Soundwalks“ heute in jeder Stadt.

Auch eine andere Idee von Neuhaus findet weltweite Resonanz: die der *Sound Installation*, der Klanginstallation im öffentlichen Raum. Klangquellen, meist kleine Lautsprecher, modulieren die alltägliche Lautsphäre, verrücken das Gewohnte, akzentuieren, was sonst unbemerkt bliebe, färben und ordnen.

So vielfältig das Genre heute auch ist: im Kern geht es um die Schärfung unseres Bewusstseins für den Klang der Welt und unsere Wahrnehmung darin.

Manchmal auch für die Wahrnehmung von Klängen, die gar nicht klingen. In ihren „Electric Walks“ stattet die Berliner Klangkünstlerin Christina Kubisch Teilnehmer aus mit Kopfhörern, die auf elektromagnetische Felder reagieren und

Magnetstrahlung in Schall verwandeln: Man hört dann Leuchtreklamen und Bankautomaten, Ampelanlagen, WLAN-Sender und Sicherheitsschleusen.

### Soundelement

Wenn man vor zwanzig Jahren mit Christina Kubisch auf einem Electric Walk durch die City gegangen ist, wurde man von Passanten noch angestarrt. Heute passiert das nicht mehr. In den Straßen praktisch jeder Großstadt laufen Menschen herum mit riesigen Kopfhören auf den Ohren. Nirgends, außer im Konzertsaal, hat das Hören eine so eindeutige Signatur. Wer einen Kopfhörer trägt, der konzentriert sich aufs Hören – wer einen so großen Kopfhörer trägt, möchte das auch zeigen. Was Menschen hören, die einen solchen Kopfhörer tragen, ist nicht schwer zu erraten: Sie werden das hören, was sie auch ohne Kopfhörer gerne hören, nur ohne Kopfhörer in dieser Situation, in der Öffentlichkeit, nicht hören könnten: ihre Lieblingsmusik. Wer im Zug sitzt oder in der Straßenbahn wird vielleicht auch einen Podcast hören, einige wenige sogar Radio. Ganz nach Belieben, ganz nach Geschmack, ganz nach Stimmung. Worin sich die allermeisten aber einig sein werden, unabhängig von Geschmack, Situation und Stimmung, ist das, was sie nicht hören wollen: alles andere nämlich.

Soundelement: “Hear what you want”- Spot  
Quelle: Reportagemitschnitt

1’16

Der US-amerikanischen Football-Star Colin Kaepernick nähert sich im Teambus dem Stadion. Draußen randaliert eine Meute gegnerischer Fans, man sieht hassverzerrte Gesichter, Plakate mit Beschimpfungen, hört die Leute schreien, etwas knallt gegen die Scheibe des Busses und sie zerbricht. Kaepernick schaut heraus, ruhig und unberührt vom Lärm und Hass, er greift nach unten, greift zum Kopfhörer, setzt ihn sich auf ... und plötzlich ist da nichts – nichts als wohltuende Stille und dann noch Aloe Blaccs Song „I’m the man“. „Ich bin der, auf den es ankommt“.

Trotz seines Ruhms allerdings kommt es in diesem Werbespot nicht an auf Colin Kaepernick. Worauf es wirklich ankommt, ist der Kopfhörer mit dem auffälligen B auf den Muscheln. Das B steht für „Beats Electronics“, einen der Marktführer für Kopfhörer mit sogenannter Noise Cancelling-Technologie. „Hear what you want“ heißt die Kampagne der Firma, es ist das Motto einer ganzen Industrie: „Hear what you want“ – hör nur noch das, was du auch wirklich hören willst.

Das ist tatsächlich möglich dank des Prinzips der sogenannten Phasenauslöschung. Physiker haben es bereits vor 150 Jahren demonstriert: Wenn man eine Welle überlagert mit einer genau gegenphasigen Welle, heben sich beide auf. Bei der Noise-Cancelling-Technologie nimmt ein Mikrofon eine Schallwelle auf, ein Prozessor errechnet dann eine Gegenwelle und addiert die zum Ausgangssignal. Je schneller das geschieht, desto weniger bleibt von der ursprüngliche Schallwelle übrig. Am besten funktioniert das bei gleichbleibenden Signalen wie zum Beispiel dem Dröhnen von Flugzeugmotoren.

Noise Cancelling-Kopfhörer lassen Realität werden, was für Reisende lange eine schöne Fiktion war – so wie es Anne Tyler 1985 beschreibt in ihrem Roman „Die Reisen des Mr. Leary“:

Sprecherin:

Auf dem Flug nach New York saß er neben einem fremdländisch ausschauenden Mann mit Schnurrbart. Auf seinen Ohren geklemmt Kopfhörer von einem dieser Mini-Kassetten-Rekorder. Perfekt: keine Gefahr, sich unterhalten zu müssen. Macon lehnte sich zufrieden in seinem Sitz zurück.

Der Mann neben ihm nahm die Kopfhörer ab, um eine Bloody Mary zu bestellen. Eine blecherne, dünne arabische Musik plärrte aus den rosafarbenen Schaustoffpolstern. Macon starrte auf den kleinen Apparat und fragte sich, ob er sich nicht auch so einen zulegen sollte. Nicht wegen der Musik, um Himmelswillen – es gab schon eh zu viel Lärm in dieser Welt. Sondern um sich abzuschirmen. Er würde die Kopfhörer aufsetzen und niemand würde ihn stören. Er könnte eine leere Kassette abspielen: dreißig Minuten lang Stille. Dann die Kassette wenden und noch einmal dreißig Minuten.

*aus: The Accidental Tourist, 1985, von Anne Tyler – in Hagwood 186*



Kein Wunder, dass Amar Bose, der Pionier des Noise Cancelling, bei einer seiner ersten TV-Kampagnen im Jahr 2000 genau diese Klientel ins Visier nimmt: den wohlhabenden Fluggast der Business Class. Ihm, dem gestressten Geschäftsmann, verspricht Bose „Quiet Comfort“ – „Den Komfort der Ruhe“. Der Geschäftsmann sitzt da, in seinem bequemen Business-Class-Sessel, den Kopfhörer auf den Ohren, die Zeitung in der Hand, und genießt die Ruhe. Nur ein einziger Sessel ist in dem Spot zu sehen, nur dieser eine Passagier, nicht mal Bordpersonal. Mit dem Lärm der Flugzeugdüsen ist alles verschwunden, das stören könnte: das Geplapper der Mitreisenden, die lästigen Durchsagen für die Touristen im hinteren Teil der Maschine, die vom Reiseprofi längst auswendig gekonnten Sicherheitshinweise. Wenn die Stewardess den Champagner bringt, wird unser Mann das schon selbst bemerken – sonst müsste man ihn antippen, und wer würde das wagen bei einem, der so offensichtlich selbst bestimmen will, was und wie ihm geschieht?

In den vergangenen zwanzig Jahren hat sich das Noise Cancelling der Kopfhörer etabliert als eine der bedeutendsten Hör-Technologien der Gegenwart. Immer schnellere Prozessoren eliminieren immer besser die Geräusche der Umgebung. Man kann leicht vorhersagen, wie es weiter gehen wird. Die Geräuschunterdrückung wird noch präziser, die Prozessoren werden noch schneller und sie werden kleiner. Schon jetzt gibt es leistungsfähige EarBuds, kabellose Mini-Kopfhörer, die direkt ins Ohr gesteckt werden. Bald werden die ersten Systeme die Größe moderner Hörgeräte haben und ganz im Ohr verschwinden. Gleichzeitig wird der Wirkungsbereich immer genauer definiert werden: genauer definiert, was von außen noch ans Ohr gelangen soll und was nicht. Aktuelle Systeme können bereits bestimmte Klangspektren, etwa die von menschlicher Sprache, passieren lassen, während sie andere besonders stark unterdrücken. Man hört nicht mehr die Motoren, wohl aber die Durchsagen der Flugbegleiter. Leicht denkbar ist, per App-Steuerung in Zukunft nur noch das Singen von Vögeln, aber nicht mehr das Bellen von Hunden, nur noch die Klingeln

von Fahrrädern, aber nicht mehr die Hupen von Autos wahrzunehmen und auch nicht mehr Stimmen von Menschen, die man nicht mag: Hear what you want. Was wir dann von der Welt noch hören und wie sie klingt, das bestimmen dann endgültig wir. Und die Algorithmen, die unsere Vorlieben kennen.

### Soundelement

Nicht nur Mack Hagood kommen Zweifel, ob wir uns das wirklich wünschen sollten. Der Kulturwissenschaftler und Autor des Buchs „Hush“, „Psst“ nennt die Noise Cancelling-Technologie ein „orphisches Medium“. Wie Orpheus mit dem Spiel auf seiner Leier die Argonauten einst beschützt hat vor dem Gesang der Sirenen, hüllt uns auch der Kopfhörer in eine akustische Blase und schützt uns vor dem, was wir meiden wollen und fürchten. Darum geht es im Grunde, meint Hagood: um Schutz und um Kontrolle. Wir wollen uns nicht von anderen bestimmen lassen, wir wollen uns selbst bestimmen: Hear what you want. Das Verlangen nach akustischer Selbstbestimmung hat aber eine dunkle Seite. Je mehr Schutz und Kontrolle wir fordern, desto mehr wird uns ängstigen, was da draußen ist und noch nicht kontrolliert. Tinnitus-Patienten kennen eine besonders perfide Spielart dieses kognitiven Mechanismus: unser Gehirn verstärkt ein eigentlich schwaches Signal bis zur Schmerzgrenze, und es tut es gerade dann, wenn es besonders still um uns ist.

### Soundelement

Die Technik bietet viele neue Möglichkeiten, wegzuhören. Auch Playlists von Streamingdiensten können uns dabei helfen: Algorithmen errechnen aus Gewohnheiten und Vorlieben schon den nächsten Song. Dass er uns überrascht und auffordert, genau hinzuhören, ist praktisch ausgeschlossen und auch nicht gewollt. Die Zukunft in der Playlist ist nichts weiter als die nach vorn projizierte Vergangenheit: immer schon da.

Mit Klang Klang überhören, das ist schon lange Praxis auch in modernen Großraumbüros, Einkaufszentren und Hotellobbys: Hintergrundrauschen und

Hintergrundmusik saugen auf, was im Raum ist, ohne selbst Aufmerksamkeit zu verlangen. Und wer nachts schlecht einschlafen kann, weil die Nachbarn mal wieder streiten oder der Partner schnarcht, weiß: in solchen Fällen hilft leises Radiohören oder man lässt sich von einer der unzähligen SoundApps sanft berieseln mit Klängen aus dem Zen-Garten. Die Nachbarn verschwinden darin und das Schnarchen tut es hoffentlich auch.

Weghören, das kann gut sein und wichtig, erholsam und notwendig. Weghören aber taugt nicht als *default mode*, kann als Grundhaltung nicht funktionieren. Wir laufen Gefahr, innerlich zu erstarren, wenn wir nicht bereit sind, uns von der Welt berühren zu lassen und mit ihr zu „resonieren“, wie es der Soziologe Hartmut Rosa nennt.

Sprecherin

Resonanz ist die Grundbeziehung des Menschen zur Welt. Deren Grundelemente sind „Hören“ und „Antworten“. Und mit „Hören“ meine ich ein Berührt-Werden, ein Sich-berühren-Lassen. Etwas geht hinein und etwas geht heraus. „Hören und Antworten“ ist die Grundform der menschlichen Weltbeziehung. Die Fähigkeit auf-zuhören, dieses entgegenkommende Vibrationsspüren, ist essentiell für uns Menschen.  
(HR: H/L,310/312)

Wer Probleme hat mit dem, wie die Welt klingt, sollte vielleicht den Spieß umdrehen und lernen, die Welt als die zu akzeptieren, die sie ist: die einzige, die wir haben. Dann heißt es nicht mehr „Hear what you want“ – sondern „Want what you hear“.

Nicht mehr „Höre, was Du magst“. Sondern „Möge, was Du hörst.“

Soundelement

Sprecherin:

Vom Zuhören und Aufhören. Was uns unsere Ohren bedeuten. Sie hörten eine Sendung von Raoul Mörchen. Es sprachen: Kerstin Fischer und der Autor. Redaktion: Leonie Reineke. Realisation: Raoul Mörchen und PeterOver. Eine Produktion des Südwestrundfunks 2023.

## Literatur

Gernot Böhme:

- Hören, in: Listening/Hearing, 2022
- Ökologische Naturästhetik und die Ästhetisierung des Realen, in: Atmosphäre. Essays zur neuen Ästhetik, 2013
- Das große Konzert, in: Atmosphäre. Essays zur neuen Ästhetik, 2013

Jonathan Sterne:

- The Audible Past. Cultural Origins of Sound Reproduction, 2003

Johannes Müller:

- Handbuch der Physiologie des Menschen, 1838

Wilhelm Wackenroder:

- Werke und Briefe, 1984

Sven Oliver Müller:

- Die Erfindung des Schweigens. Zum Wandel des Hörverhaltens und des Publikumsgeschmacks im 19. Jahrhundert, in: Listening/Hearing, 2022

Neil Postman:

- Wir amüsieren uns zu Tode, 1985

Mack Hagood:

- Hush. Media and Sonic Self-Control, 2019

Anne Tyler:

- Die Reisen des Mr. Leary, 1985/89

Hartmut Rosa:

- Die auf-hörende Gesellschaft, in: Listening/Hearing, 2022